

Sonntagsblatt

Der Rheinischen Volkszeitung

Verantwortlich: Julius Etienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 5

Wiesbaden, den 2. Januar 1921

39. Jahrgang

Christl. Wochenkalender

Sonntag, 2. Januar:	Nachbars
Montag, 3. Januar:	Genovefa
Dienstag, 4. Januar:	Angel. v. J.
Mittwoch, 5. Januar:	Telesphorus
Donnerstag, 6. Jan.:	Hl. Drei Könige
Freitag, 7. Januar:	Reinhold
Sonntag, 8. Januar:	Eusebius

Fest der Beschneidung des Herrn. Evangelium des hl. Lukas 2, 21.

Als acht Tage um waren, und das Kind beschneiden werden sollte, ward sein Name Jesus genannt, wie ihn von der Engel genannt hatte, ehe er im Mutterleibe empfangen war.

Sein Name

Zwei Tatsachen werden uns im heutigen kurzen Evangelium berichtet, erstens: der Knabe Jesus wurde beschneitten, und zweitens: es ward ihm der Name Jesus gegeben. Das sind für den Tag des neuen Jahres zwei bedeutungsvolle Ereignisse.

1. „Der Knabe Jesus ward beschneitten.“ Die Beschneidung war gesetzliche Anordnung und als religiöse Zeremonie streng gehandhabt. Sie sollte das Zeichen der Zugehörigkeit zum auserwählten Volke sein. Die Unterwerfung unter das Gesetz der Beschneidung war deshalb ein Akt des Gehorsams gegen Gott, ein Geständnis, daß die sinnliche Lust dem Menschen ein schweres Joch auflegt, und ein Ausdruck des Verlangens nach Hilfe und Erlösung. Jesus unterwirft sich diesem Gesetze. Ist das nicht ein Geheimnis der tiefsten Erniedrigung? Er stand einmal gar nicht unter diesem Gesetze. Denn er war Gesetzgeber und brauchte sich nicht um das Gesetz zu kümmern. Dann aber, und das ist das Geheimnis, wovon sollte er erlöst werden? Etwas von den Trieben der Sinnlichkeit und Leidenschaft? Es wäre Gotteslästerung, dieser Behauptung auch nur einen Schein von Wahrheit zu geben. Warum erniedrigt er sich so? Als seine Eltern ihn in den Tempel brachten und ihn wie andere Knaben behandeln ließen, warum gab sich da Jesus den Anschein, als ob er ein gewöhnliches Menschenkind sei? Wir müssen festhalten, daß Jesus in seinem äußeren Tun sich stellte und sich behandeln ließ wie andere Kinder in gleichem Alter. Aber in seinem Innern war der Verstand eines Mannes und die Weisheit eines Gottes. Er wußte ganz genau, was mit ihm vorging, als er im Tempel von einem Arm in den andern gehoben wurde. Er schaute jedem Tempelbesucher bis in die Seele und teilte schon damals seine vorbereitenden und mitwirkenden Gnaden aus, die dereinst sich ausreisten zu heiligen Werken. Jesus hat damals das Werk der Beschneidung an sich vollziehen lassen, weil er das Werk des Gehorsams leisten wollte. Unfertwegen ist er gehorsam geworden gegen seinen Vater, weil er unsern Ungehorsam gegen Gottes Gebote sühnen wollte.

Ungehorsam, Mißachtung der von Gott gesetzten Autorität, das ist das Kennzeichen der jetzigen Welt. Keiner will mehr gehorchen, sich etwas sagen lassen, jeder will sein eigener Herr sein, nach seiner Laune, nach seinen Leidenschaften leben. Müssen wir nicht aufs tiefste beschämt werden, wenn wir an Jesu Gehorsamstat am Tage seiner Beschneidung denken? Wenn Jesus es nicht unter seiner Würde hielt, etwas zu tun, was ihn zwar in den Augen der Welt erniedrigte, aber hoch erhob in den Augen Gottes, dann darfst du, Mensch, das tun, was dich nicht nur in den Augen Gottes, sondern auch in den Augen der

Menschen erhöht. Denn auch die Menschen wissen es zu schätzen, wenn die Untergebenen pünktlich und zuverlässig, gehorsam sind in der Ausführung der Vorschriften und Befehle, ohne die die Welt, auch nicht das kleinste Gemeinwesen, regiert werden kann.

Wenn wir Katholiken gehorsam sind, dann wollen wir das nicht sein, weil das uns er-

Jahresende — Herzenswende!

In diesem Jahresende
Reichte Zeit zur Herzenswende;
Denn, soll es nun besser werden
Auf der schmerzgewählten Erde:
Jeder bei sich selbst beginne
Und mit Gott auf Rettung rane!

Erst und düster sind die Zeiten,
Handeln heißt es jetzt und — leiden.
Denn soll den Gottenglauben
Keine Höllenmacht uns rauben;
Denn nach diesem Glauben leben
Heißt, sich und sein Volk erheben.

Hoch Christusgeist durchdringe
Haus und Welt und er bewinge
Das Neuhelldennus Verderben.
Mitarbeiter wolle wir werden,
Die durch Arbeit und durch Beten
Dieses hehre Ziel vertreiben.

Und so ist's der Gottheit Will:
Daß des heiligen Geistes Fülle
In uns wirke, in uns wohne,
Liebespendend in uns thronen,
Ja, von seiner Liebe Weisen
Soll die arme Welt genesen!

Auf denn! niemand darf erschaffen,
Jeder muß sein Bestes schaffen!
Neues Jahr bringt neue Pflichten,
Neue Kraft, sie zu verrichten.
Gott, ob wir auch nicht ihn sehen,
Wird in unsrer Mitte stehen!

Walter Rottmeier, Mainz.

bische Vorteile bringt, sondern weil Gott es von uns haben will, weil wir damit Genug-tung leisten wollen für sovieler Gehorsams-verletzungen, deren wir uns früher schuldig gemacht haben. Und dann auch deshalb, weil das gute Beispiel auf den schwankenden Nächsten wohlthätig einwirkt. So viele Menschen sind jetzt tätig, alles zu untergraben, was irgendwie aufbaut. Wollen wir nicht dagegen einen Damm aufrichten, indem wir das gute

Beispiel treuer Pflichterfüllung geben und uns nicht irre machen lassen an dem, was wir zu halten übernommen haben?

2. Welche Erniedrigung und Verbemüßigung liegt darin, daß Jesus das Gesetz der Beschneidung an sich vollziehen läßt! Dies läßt sich nur damit erklären, daß Jesus durch seine Verbemüßigung eine Sünde sühnen wollte, die in den Augen Gottes unendlich erniedrigend ist. Die Begierden der Sinnlichkeit, mit denen wir zu kämpfen haben, zerren uns hin und her und bringen uns zu Werken, die zu den niedrigsten, empörendsten Dingen dieser Welt gehören. Wie wollen wir im neuen Jahre eine Sünde fliehen, die zwar unter den Menschen viel begangen wird, die aber immer das Bild des Tages-scheit, von der die Menschen kaum zu reden oder nur in Anschuldigungen zu sprechen wagen, weil sie sich immer noch einen Teil der heiligen Scham bezahret haben, die Gott jedem Menschen als Abwehrmittel gegen die unkeusche Sünde mitgegeben hat. Das gegenwärtige Fleiß der Völker hat zwar an dieser Scham vor der Unkeuschheit stark gerüttelt und es fertig gebracht, daß unter den Augen der Öffentlichkeit sich Dinge vollziehen, die in den Abgrund der Verworfenheit dieser Menschen blicken läßt. Das Furchtbare dabei ist, daß namentlich in den Großstädten unsere Jugend Dinge zu sehen bekommt und mit Zuständen des menschlichen Lasters bekannt wird, die das Schlimmste für die Zukunft befeuern lassen. Alles, was noch christliches Schamgefühl sein eigen nennt, muß sich auslehnen gegen die Gesetze der Gottlosigkeit und zunächst in seinem Privatleben alles fern halten, was gegen gute Sitte verstößt, und alles pflegen, was Ehre und Scham hochhält. Nur nicht sagen: Der einzelne ist machtlos. Gegen die Flut, die dahersürmt, ist er vielleicht machtlos, aber innerhalb seiner Familie und innerhalb des Kreises seiner Freunde und Bekannten ist er nicht machtlos. Das Gute, das von dem einzelnen ausgeht, bricht sich immer Bahn und vielleicht ist durch die mutige Tat des einzelnen, durch das mahnende liebevolle Wort des einzelnen in der Seele des Nebenmenschen der kleine Funke von Pflicht und Ehrgefühl zu heller lodernber Flamme entfacht worden, die ihre wohlthätigen Strahlen überallhin leuchten läßt.

3. In der Sprache der Kirche und des Glaubens wird das Wort Beschneidung im Sinne von Abtötung gebraucht. So wie der Gärtner die überflüssigen Schößlinge an den Obstbäumen beschneidet, so sollen wir Christen unsere überflüssigen, verderblichen, schädlichen Triebe beschneiden, das heißt entfernen, ablegen, bekämpfen. Solche schädlichen Triebkräfte auf dem Acker unseres Herzens sind die schlechten Angewohnheiten, die durch eigene Schuld groß gewordenen Leidenschaften, der ebenfalls

durch eigene Schuld los und selten gewordene Säkramentenempfang, die Vernachlässigung des täglichen Gebetes, die allmählich ganz sicher zur Todsünde führt, das Sichgehenlassen, der Überwille gegen jeden ernstlichen Fortschritt in der Tugend, die Gaumenlust, der Gang zur Unmäßigkeit und wie alle jene Gelfüste heißen, die uns so starker ihr Haupt erheben, je weniger wir uns ernstlich gegen sie wenden.

Sind nicht diese Gelfüste stark in uns geworden? Haben wir nicht das Gesandnis zu machen, daß wir zu wenig getan haben, um sie in uns zu bekämpfen? Was wird das neue Jahr uns in diesem Punkte bringen? Vielleicht eine weitere Stärkung dieser bösen Geister in uns? Lassen wir uns doch auf zum entschiedenen Kampfe. Lassen wir uns doch nicht geben, sondern ermahnen wir uns, mit Gottes Gnade ist alles möglich.

4. Das führt uns zu der Kraft des Namens Jesu. Es ward ihm der Name Jesus gegeben, berichtet das Neujahrsevangeliem. Dieser Name ist auch uns gegeben, das heißt die Kirche ermahnt uns an die überirdische Kraft dieses Namens. Jehova ist Heil, heißt das hebräische Wort. Ja, Jehova, der Herr ist unser Heil, unsere Rettung und unser Leben. „Denn es ist, wie der hl. Paulus schreibt, kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, in dem wir selig werden können.“ Ach, was kann uns da noch fehlen bei Beginn des neuen Jahres, wenn auch die Zukunft düster am Himmel steht. In Jesus haben wir einen mächtigen Herrn, der alles so ordnet und leitet, daß es zu unserem Besten ausschlägt. Mag kommen was will, das neue Jahr soll uns nicht trennen von dem mächtigen Herrn und Meister, dessen Name am Eingangstor des neuen Jahres steht. Für uns und mein Haus soll kein anderer herrschen, in dem wir geheilt und gerettet werden wollen als Jesus Christus, unser Gott und Herr. Epe.



Solo Dios basta — Gott allein genügt

Von Prof. Bellinger, Bahnhofs.

„Ein Jahr geht hin, das andere kommt, nur eines ist, das ewig kommt, Gott, der die Seinen nie verläßt.“ Glückselig alle, denen das Wort der heiligen Theresia, der größten und tiefinnigsten unter den heiligen Schriftstellerinnen, im neuen Jahre der Grund- und Lebensgedanke bei all ihrem Tun und Lassen ist: „Solo Dios basta!“ Wie wird es Trost und Ruhe bringen!

Wer von uns kann bei der Rückschau am Silvesterabend sagen: Ich habe im verfloßenen Jahre alles erreicht, wonach ich strebte? Wer weiß nichts von enttäuschten Hoffnungen, von betrogenen Wünschen, von vereitelten Plänen?

Wie viele möchten schier verzagen, wenn sie in die Zukunft schauen, die so unheimlich düster vor ihnen liegt! So viele Jahre sind schon gekommen und gegangen — sie haben bei ihnen den Wunsch nicht in Erfüllung gehen lassen: Glück und Segen im neuen Jahre! Menschenhoffen und Menschennehen geht so hoch, so tief! Und wenn das arme, kleine Menschenherz noch so reich ist an unerfüllten Wünschen und ungefülltem Sehnen, es hofft und traut und plant weiter. Und es ist gut so!

Was will jedes Menschenherz, so verschieden auch sonst seine Wünsche sein mögen? Es will glücklich sein, wahrhaft und dauernd glücklich. Wer kann und soll dieses Glück bringen? Etwa die Wissenschaft? „Die Wissenschaft“, sagt Alexander von Humboldt, „gibt weder Ruhe noch Zufriedenheit.“ Oder vielleicht die moderne Kultur? Der Rational-Deonon Sombart schreibt: „Nichts hat die moderne Kultur für unser inneres Leben, für unser Glück und unsere Zufriedenheit geleistet.“ Und Max Nordau sagt: „Die Kulturwelt ist ein einziger ungeheurer Krankenstuhl, dessen fast bellenden Stöhnen fällt, auf dessen

Betten sich das Leid in all seinen Formen windet.“

Oder sollte vielleicht Reichtum, Ruhm, Ehre und Genuß das Seinen des Herzens stillen können? Höre Goethe: „Man hat mich immer als einen vom Glück Begünstigten gehalten. Ich will mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht scheitern. Und doch habe ich in meinen 75 Jahren kaum vier Wochen eigentliches Behagen gehabt; es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte.“ Wer war reicher als Salomon, wer hat in seinem Leben so viele Ehren, Freuden und Genüsse verkostet wie er? Und doch ist das Wort über seine Lippen gekommen: „Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist Eitelkeit!“

Ob es wohl unter all den in den verfloßenen Monaten vom Glück besonders Begünstigten auch nur einen einzigen gibt, der auf die Frage: Sind Sie glücklich? nicht mit einem Seufzer antworten mußte?

Die Seele ist ein Geist; als solcher kann und wird sie sich niemals von dem dauernd befriedigt fühlen, was Materie ist oder den Sinnen schmeichelt; sie verlangt nach höheren, geistigen, unvergänglichen Gütern und Freuden. Wohl kannst du dein Herz in seinem Fluge nach oben aufhalten und es durch Vorhalten von Reichtum, Ehre und Genuß von seinem Streben nach Gott ablenken und selbst in der Sünde und Befriedigung deiner Leidenschaft dein Glück zu finden wähen, doch nur für kurze Zeit. Gar bald kommt der Augenblick, wo es wieder zu sich kommt und sich seiner Würde und Bestimmung bewußt wird. Eine nicht ganz vom Irdischen überwucherte Seele verlangt es nach Heimkehr aus der Gottesferne, nach Ruhe und innerem Frieden, wie er nur in der Vereinigung mit Gott erblickt. „Solo Dios basta!“

Und doch werden Ungezählte auch im neuen Jahre hinter den Gütern, Freuden und Genüssen der Welt herjagen und in ihnen das Glück suchen. Es wird aber auch ihnen ergehen wie einem Wanderer in der Wüste, dem die erhobte Phantasie eine Fata Morgana vorgezeichnet. Mit Sehnsucht werden sie darauf zu eilen, doch das verlockende Bild weicht zurück und verschwindet schließlich ganz — es war eben nur eine inhaltslose Luftspiegelung.

Du fragst: Hat denn das Glück gar keine Wohnstätte auf Erden? Wo kann man es suchen und finden? Ein ergreifendes Lied schließt mit den traurigen Worten: „Dort, wo du nicht bist, da ist das Glück.“ Das klingt wie Trostlosigkeit und Verzweiflung, gegen die sich das Herz auflehnt. Gott hat doch den Menschen für die Freude und das Glück erschaffen.

Wißt du wissen, wo reines, volles und dauerndes Glück zu finden ist, so frage bei St. Augustinus an, der sich durchgerungen hat in langen, schweren Kämpfen, der das Glück gesucht hat in der Wissenschaft, im Ruhm, im schrankenlosen Genuß. „Für dich, o Gott, hast du uns erschaffen und unser Herz ist unruhig, bis es ruht in dir!“ Das war das Ergebnis seines Suchens nach Glück und Frieden. Dementsprechend sagt die heilige Theresia so schön:

„Nichts soll dich ängstigen,
Nichts dich erschrecken;
Alles vergeht; nur
Gott bleibt derselbe.
Gebuld erreicht alles.
Wer Gott besitzt,
Dem kann nichts fehlen;
Gott allein genügt.“

Wer oder was kann im neuen Jahre wieder dich sein, wenn Gott mit dir ist? Die Leidenschaft? Er gibt dir Kraft und Waffen, sie zu besiegen. Oder die Sünde? Er zeigt dir Mittel und Wege, ihren Schlingen zu entrinnen. Oder fürchtest du etwa, daß Krankheit, Verfolgung und Verleumdung, Verluste, Mißerfolge, Zurücksetzungen usw. deinen Lebensweg zu einem bitteren Kreuzweg machen könnten? Tröste dich! Triffst du mit der Lösung: Alles mit und für Gott! ins neue Jahr ein, dann wird nichts auf der Welt dir die innere Ruhe rauben können, du wirst selbst unter der Last des schwersten Kreuzes glücklich sein, dein Kreuz

segnen und den Vater im Himmel preisen, der es dir gesandt im Bewußtsein des Wortes des Heilandes: Selig ihr Armen, ihr Weinenden und Trauernden, ihr Hungernden und Verfolgten. Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn wird groß sein im Himmel!

„Alles vergeht, nur Gott bleibt derselbe.“ „Venit finis, finis venit.“ („Es kommt das Ende — das Ende kommt!“), ruft der Prophet aus. Es kommt auch für dich das Ende aller Leiden und Schmerzen, aller Kämpfe und Versuchungen, aller Not, aller Tränen, aller Trauer. „Gott bleibt derselbe.“ Du hast es selbst schon so oft gesungen: „Wie du warst vor aller Zeit, so bleibst du in Ewigkeit!“

Vielleicht werden dir im neuen Jahre die Stunden nicht erspart bleiben, wo deine Stirne brennt, dein Herz zuckt und weint und sich das Wort deinen bebenden Lippen entwindet: „Ich kann nicht mehr! Denke dann an das Wort der großen Karmeliterin: „Gebuld erreicht alles. Wer Gott besitzt, dem kann nichts fehlen. Gott allein genügt.“ Gebuld ist das kindliche ausdauernde Vertrauen auf die göttliche Vaterführung auch da, wo die führende Hand sich im Dunkeln verbirgt. Es gibt keine Zeit des geduldigen Aushaltens unter der Last eines Kreuzes, einer Prüfung, die nicht innerlich den Menschen mit reichstem Segen ausstattete. „Wer Gott besitzt, dem kann nichts fehlen.“ Er ist die Quelle, der Inbegriff alles Glückes, Trostes und Friedens.

Alles mit Gott und für Gott! Wenn du dich ihm im neuen Jahre ganz zu eigen gibst, dich seinen Führungen und Fügungen willig überlässest, dann werden die kommenden Monate selbst bei Mißerfolgen, Enttäuschungen usw. dir die Ruhe und den Frieden des Herzens nicht rauben. Nur wenn du im inneren Trost und Eigensinn auf deinem eigenen Willen bestehst und dich Gottes führender Hand zu entwinden suchst, dann wird dieses Trosten und Aufbauen dir das Leid so schwer, die Entsagung so bitter, die Stimmung so verzweifelt machen. Noch nie hat Gott einem Menschen ein Leid zugefügt, der sich ihm willig in seine Vaterhand gegeben hat. Dein Friede und Lebensglück wird zerbrechen, wenn du nicht das Wort im Auge behältst: „Solo Dios basta!“ Gott allein verleiht Lebensmut und Lebenskraft, Arbeitsfreude und begeistertes Vertrauen und jenen heiligen Optimismus, der im eminenten Sinne eine moderne Tugend ist und die Welt von heute vom Untergang bewahrt.

Rebe

Jugend-Erinnerungen aus der Diaspora

Von Emil Walb.

Ich habe eine Kindheit verlebt, um die ich zu beneiden bin. Ich wuchs als Hörersohn im grünen, grünen Walde, auf Forsthäusern heran, was ganz von selbst soviel heißt wie in Romantik und Poesie. Und wenn ich von sehr großen Schwierigkeiten aus jener Zeit erzählen will, vom kirchlichen Leben in der Diaspora, so muß ich gleichzeitig ein Stück meiner sonnigen, wonnigen Kindheit schildern. Meine Eltern, die des Lebens raube Wendung in diese für den Katholiken so unwirklichen Gegenden verschlug, versuchten dagegen von Sonne und Wonne wenig. Sie mußten ringen um die Erfüllung der Pflichten, die das dritte Gebot auferlegt, und jener, die das zweite, vierte und fünfte Kirchengebot fordern, mußten ringen um die Erfüllung des vierten Gebotes, das von den religiösen Pflichten, Erziehungs-pflichten der Eltern gegen die Kinder spricht. Sie mußten ringen um die Betätigung des katholischen Glaubens nach jeder Richtung hin. Der Kampf für ein Ideal bringt innere Befriedigung. Innere Befriedigung war der Lohn der Erwachsenen auf diesem weit hinausgeschobenen katholischen Aufposten. Damit versüßten auch sie einen Hauch der Poesie, die das unbefangene, noch nicht für kirchliche Pflichten persönlich verantwortliche Mädchen so rein umfloss. Im Rückblick auf die Jahre in der Diaspora ist es gerade das Romantische, das

den Schilderungen der Eltern jenen warmen Grundton gibt, der vergessen macht, daß von wahrer Wirklichkeit die Rede ist.

Meine Eltern stammen beide aus dem fast ganz katholischen Rheingau. Aus einem Wallfahrtsort sogar. Trotzdem bin ich in der Diaspora zur Welt gekommen. Weil meinem Vater, damals noch Wildsjäger, von der Regierung zu Wiesbaden die Gemeindeförsterstelle zu Waldhausen bei Weilburg zur Verwaltung übertrawiesen wurde. Bei einem Forstbeamten wird bei der Zuteilung einer Stelle wenig Rücksicht auf sein religiöses Bekenntnis geübt: er muß mit dem Vorlieb nehmen, was sich ihm gerade bietet, mag er dabei in eine katholische oder evangelische Gegend geraten. Aber so leicht vermuten darf man doch, daß eine kgl. Preuss. Regierung schon ganz gern einmal einen Katholiken recht tief ins Blaue tunnte. Erst in späteren Jahren — nach der endgültigen Anstellung — kann der Förster durch Meldungen nach anderen Orten auch in bezug auf sein Bekenntnisbekenntnis seine Lage verbessern.

Wir waren die einzige katholische Familie in Waldhausen. Es wohnten noch drei Katholiken dort, die aber in gemischter Ehe lebten und sich um die Kirche nicht kümmerten. Als eine katholische Frau starb, haben meine Eltern das Zeichen der Erbsung neben ihren Sarg gestellt, und zwar unser eigenes Kreuzifix, da im Hause der Toten keins aufzufinden war. Der Pfarrer hat in unserer Wohnung die kirchlichen Gewänder zur Beerdigung an- und abgelegt.

Die nächste katholische Kirche, unsere Pfarrkirche, war in Weilburg, eine halbe Stunde von Waldhausen entfernt. Eine halbe Stunde Kirchweg war zwar unbequem, wurde aber nicht so sehr empfunden, weil auch die evangelischen Dorfbewohner nach Weilburg mußten, wenn sie einem Gottesdienst betreten wollten. Aber die Protestanten haben keine Verpflichtung zum sonntäglichen Kirchgang, und sie machten es sich dementsprechend leicht.

Eine „besondere“ Schwierigkeit stellte sich ein, als ich geboren war und getauft werden sollte. Der Geistliche wollte, daß der Täufling katholischen Gebrauche nach und nach kanonischer Regel in die Kirche gebracht werden sollte, also nach Weilburg. Mein Vater, fürchtend für die Gesundheit seines Sprosslings — es war im Januar — auch an die in seiner Heimatgemeinde noch allgemein gebräuchliche Haustaufe denkend, wollte die Taufe in der Familie vorgenommen wissen. Da auch noch der Taufpate, der aus dem Rheingau verschrieben war, nicht eintraf — der Zug, der ihn bringen sollte, blieb bei Niederrhausen im Schnee stecken — dauerte es vier Wochen, bis ich aus meinem heidnischen Zustand herauskam.

Waldhausen war für meine Eltern der erste ernstere Bruchstein ihrer kirchlichen Trennung. In katholischer Umgebung, im katholischen Pfarrdorf, in der städtischen Pfarrei ist leicht Katholik sein; zwischen nur Andersgläubigen fällt die Bewährung schwerer. Wäre religiöse Gleichgültigkeit bei Vater und Mutter zu finden gewesen, so hätten sie in Waldhausen nicht die Opfer gebracht, die die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche von ihnen forderte, die aber noch kleine Opfer waren gegenüber denen, die sie später in der eigentlichen Diaspora zu bringen hatten. Waldhausen war nur eine Art Diasporavorhof: wir waren, rein sachlich genommen, nicht schlimmer daran als in manchen ungenügend katholischen Gegenden die Bewohner der Filialorte, die zu ihrer Pfarrkirche oft einen ganz ansehnlichen Weg haben.

Obwohl Waldhausen für uns nur ein Durchgang war, sollten meine Eltern, besonders aber meine Mutter, mit der sehnlichsten Erinnerung an jenen Ort geheftet bleiben. Sie mußten ein Stück ihres Lebens dort lassen: Auf dem Friedhof zu Waldhausen liegt mein einziger Bruder begraben.

Mit Oktober 1894 wurde mein Vater nach dem Forsthaus Diebholz versetzt. Damit erlangte er seine endgültige Anstellung, er war nun kgl. Förster. Ein Ausfühler der Stelle gab es nicht, wenn er im Staatsdienste unterkommen und endgültig angestellt sein wollte. Wo ist das Forsthaus Diebholz? Später sagen, wo die Welt mit Brettern zugenagelt ist, wo

die Füchse sich „Gute Nacht!“ sagen. Es war früher ein Jagdschloß des Herzogs von Nassau und steht recht nahe an der Quelle des Baches Diebholz, der am Jagdberg, im nördlichsten Zipfel des Dillkreises entspringt und bei Dillenburg in die Dill mündet. Wir gehörten nun zur Pfarrei Dillenburg, waren also von unserer Pfarrkirche die ganze Länge des Diebholzbaches entfernt. Von Dillenburg fährt eine Eisenbahn durch das Diebholztal. Und: „Die Diebholzer Eisenbahn hat gar viele Stationen: Frohnhausen, Eibelshausen, Wiesenbach, Steuerräden, Straßenebersbach.“ Von Straßenebersbach bis zum Forsthaus sind aber noch einmal 1½ Stunden zu Fuß! Um in der Pfarrkirche seiner Sonntagspflicht nachzukommen, mußte man jedesmal eine vollständige Reise unternehmen, also viel Zeit verwenden, Fahrgehalt ausgeben, auswärts essen. Aber die Sache ließ sich ein bißchen mildern.

Wir wohnten dicht an der Grenze unseres Nassauer Bändchens, und jenseits ist das ziemlich katholische Siegerland. Nach diesem wandten wir unsere Schritte. Wir gehörten zur



Diözese Binsburg, gingen aber in die Diözese Paderborn zur Kirche. Die nächste katholische Kirche in dieser Nordwestrichtung war in Irngardeichen, zwei Stunden von uns weg. Man brauchte nur über den Jagdberg und die berühmte Haincher Höhe zu gehen, dann war man dort, d. h., dann war man erst in Hainchen, einem Filialort von Irngardeichen. Der Weg nach Hainchen war Waldweg, Fußpfad, Schneise, ging durch Hochwald, Hauberge, Fichtendickicht, über Sumpfstellen und Steinhalden, mehrmals bergauf, mehrmals bergab.

Diese Siegerländer Haubergegegend hatte gerade in jener Zeit noch eine besondere Romantik, da in ihr Wildheide hausten, recht verwegene Kerle, und es hatte schon tote Förster gegeben. Mein Vater, der fast nur Hochwald, der wenig Unterholz bietet, zu besichtigen hatte, blieb vor ihnen ziemlich verschont. Aber diese Nachbarschaft war zum mindesten unangenehm.

Wenn man wieder vom Kirchgang zurück war, ist leicht zu berechnen, man muß nur dabei berücksichtigen, daß man beim „Hannes“ in der Dorfwirtschaft zu Hainchen einmal die Gasse unterstellte und Kaffee oder ein Glas Bier trank und sein mitgebrachtes Brot dazu aß. Wir waren aber nicht die einzigen, die diesen Kirchweg gehen mußten. Wir hatten Beggenossen. Ungefähr zwanzig Minuten vom Forsthaus bergwärts liegt das Gehöft Söhl. Es hat fünf Häuser, und ½ seiner Bewohner sind Katholiken. Diese gehörten nun wirklich zur Pfarrei Irngardeichen; denn sie wohnten hart jenseits der Grenze unseres Bezirks, im Westfälischen, mußten aber, wenn sie auf dem nächsten Wege zu ihrer Pfarrkirche wollten, erst durch einen Zipfel der Diözese Binsburg gehen, nämlich an unserem Forsthaus vorbei. Wir warteten Sonntags, bis sie anrückten, und dann schlossen wir uns ihnen an. Es mußte

das allerschlimmste Wetter sein, vielleicht Schnee liegen — mitunter 1½ Meter hoch! — und es noch immer dazu „feiern“, dann wurde einmal der Kirchgang unterlassen. Es waren aber wenige Sonntage im Jahr, an denen der Haincher „Hannes“ die Söhl und die Diebholzer nicht sah.

Märchenbilder waren es, wenn bei hohem Schnee drei, vier, acht Personen im Hainmarsch hintereinandergingen, jeder in seines Vordermanns Spur. Der vorderste aber „riß“ die Bahn im Schnee „klopfte den Duff“, d. h. er hieb kräftig mit seinem rechten Stock auf die unter der Schnee- oder Reif(duff)-last über den Weg hängenden Zweige und Stämme vom Jungholz, die dann durch den plötzlichen Auslasten und so den Weg freigaben. Das „Bahnschneisen“ und „Duffklopfen“ ermüdete recht bald auch den stärksten Mann. Dann wurde umgruppiert, und ein anderer kam an die Spitze. Daß man für solche Kirchgänge kein städtisches Schuhwerk anzog und keine seidenen Strümpfe, versteht sich. Derbe Waldschuhe, hohe Stiefel, Samaschen waren die Heimausrüstung. Auch die Frauen, wenn sie dann überhaupt mitzugehen vermochten, zogen sich so wichtig an als nur möglich. Sie trugen die Röcke ganz hoch geschürzt, den obersten Stock wohl über die Schulter oder den Kopf geschlagen als Schutz gegen Wind und Regen und Schneegeflöber.

Ging es denn gar zum Sakramentenempfang, morgens, noch in der Dunkelheit, haben die Rehe und Füchse, Auerhähne und Gullen und das andere Waldgatter wohl recht erstaunte Gesichter gemacht über diese Weisen aus dem Morgenlande, die durch Winter-sonnenschein und duffklopfend zum Abzuge der Welt wallten. Eine Sturmlaterne zog vor ihnen her, der alle nachtappten, und die endlich beim „Hannes“ in Hainchen stehen blieb — weil man nun ihrer nicht mehr bedurfte.

Auf dem Söhl waren auch alte und fränkische wegmüßige Leute, und so kam denn von Zeit zu Zeit schon einmal ein Gefährlicher, der Kaplan von Irngardeichen, diese verlassensten Ecken zu betreuen. Oft konnte das natürlich nicht geschehen; vielleicht zweimal im Jahre. Dabei wurden wir „Binsburger“ nicht vergessen, und der Geistliche kehrte auf dem Heimwege oder doch auf dem Heimwege bei uns ein. Bei solchen Besuchen auf dem Söhl wurde wohl auch das Allerheiligste an unserem Hause vorbeigebracht. Ich erinnere mich auch, daß der Geistliche auf dem Söhl in einer Stube eine Andacht hielt. Das war ein Ereignis, und wer konnte, nahm daran teil. Ich weiß von dieser Andacht, daß es mir recht eigenartig vorkam, als der Priester immer einige Worte vorlas, und der ganze Chor der Versammelten ihm mit kurzem Gemurmel antwortete. Ich kannte die gebräuchlichen Gebete ziemlich alle, selbst der Rosenkranz war mir nicht mehr völlig unbekannt, obwohl ich damals erst sechs oder sieben Jahre alt war, aber die Litanei hatte ich noch nicht gehört. Meine Mutter gab mir nachher die nötigen Erklärungen, und das Volksgemurmel klang sich nun zu „Glorie dich unser!“ und „Bitte für uns!“ auf.

E einmal, als der Kaplan bei uns in der Stube sah beim Schälchen Kaffee, fragte er mich, was ich, wenn ich groß sei, werden wolle. Ich sagte ohne langes Besinnen fest und sicher: „Pfarrer!“ Da hat er riesig gelacht und gemeint, das wäre sehr schön, vor allem, wenn man das so gleich würde und gleich eine gute Pfunde hätte. — Ich bin nicht Pfarrer geworden, darum mangelt's wohl auch an der Pfunde!

Zur Schule ging ich nach Rittershausen. Das liegt am Diebholzbach abwärts, also nach Straßenebersbach zu, und zwar eine Stunde vom Forsthaus. Man denke, ein sechsjähriger Knirps hatte eine ganze Stunde zur Schule zu gehen, fast ganz durch Wald! Mein Vater brachte mich anfangs bis zur Schule und später bis an das Rittershäuser Feld und holte mich auch immer wieder ab. Er richtete seine Kirchgänge danach ein. In Rittershausen war „Sabbatsschule“, d. h. die „Großen“ wurden morgens unterrichtet und die „Kleinen“, zu denen ich vorerst gehörte, nachmittags von 1–3 Uhr.

(Fortsetzung folgt.)

Unterm Tannenbaum

Von Theodor Storm

„Wart auf!“ sagte der Amtsrichter, „die Seele liegt zu Haus in meinem Kolt; vielleicht kommt ich's noch beisammen!“ Und nach einer Weile fuhr er fort: „Entflieh dich nur, wie erst die drei Hutenhiebe von draußen auf die Tür fielen, und wie dann die raube, hohle Gestalt mit der großen Halsennase in die Stube trat! Dann hab er langsam und mit tiefer Stimme an:

„Von drauß vom Walde kommt ich her,
Ich muß auch sagen, es weihnachtet sehr.
Nächstmal auf den Tannenspißen
Soll ich goldene Äpfelchen sitzen.
Und drohen aus dem Himmelsthor
Soll mit großen Augen das Christkind herhor.
Und wie ich so strolcht durch den dichten Tann,
Da rief's mich mit heller Stimme an:
„Knecht Ruprecht!“ rief es, „alter Gesell,
Hebe die Beine und spüte dich schnell!
Die Kerzen fangen zu brennen an,
Das Himmelsthor ist aufgetan,
Alte und Junge sollen nun
Von der Jagd des Lebens etwassel ruhn;
Und morgen flieg ich hinab zur Erden,
Denn es soll wieder Weihnachten werden!“
Ich sprach: „O lieber Herr Christ,
Keine Noße fast zu Ende ist;
Ich soll nur noch in diese Stube,
Wo's eine brave Kinder hat.“
„Dast denn das Säcklein auch bei dir?“
Ich sprach: „Das Säcklein, das ist hier;
Denn Äpfel, Nüsse und Mandelkern
Sollen kommen Kinder gern!“
„Dast denn die Rute auch bei dir?“
Ich sprach: „Die Rute, die ist hier!
Doch laß die Kinder nur, die schlechten,
Die kriech sie auf den Teufel, den rechten!“
Christkindlein sprach: „So ist es recht,
So geh' mit Gott, mein kleiner Knecht!“
Von drauß vom Walde kommt ich her;
Ich muß auch sagen, es weihnachtet sehr!
Nun sprach, wie ich's hierinnen find?
Sind's gute Kind, sind's böse Kind?“
„Wer?“ fuhr der Amtsrichter mit veränderter Stimme fort, „ich sagte dem Knecht Ruprecht:

„Der Junge ist von Bergen gut,
Hat nur mitunter was freigen Rat?“
„Ich weiß, ich weiß!“ rief Harro kühn-
stehend; und den Finger emporhebend, und
mit klugem Ausdruck sagte er hinzu: „Dann
kann ich sagen: —“
„So dich in großer Geschrei brachte; denn
Knecht Ruprecht schlang seine Rute und sprach:
„Christ es bei euch denn nicht mitunter;
Wieder den Kopf und die Hosen herunter?“
„O!“ sagte Harro, „ich fürchtete mich nicht;
ich war nur zornig auf den Teufel!“
Nahete der Stadt, die sie jetzt fast erreicht
hatten, stand nur noch ein fahler Schein am
Himmel. Es dunkelte schon; aber es begann
zu schneien; leise und emsig fielen die Flocken,
und der Weg schimmerte schon weiß zu ihren
Füßen.

Vater und Sohn waren eine Weile schwei-
gend nebeneinander hergegangen. — „Am
Abend, dann!“ fuhr der Amtsrichter wieder
an, „brannte der letzte Weihnachtsbaum, den
du gehabt hast. Es war damals eine bewegte
Zeit; sogar das Judentum zwischen den Tan-
nenzweigen war kriegerisch geworden: unsere
ganze Armee, Soldaten zu Pferde und zu
Fuß! — Von alledem ist nun nichts mehr
übrig!“ fuhr er leiser und wie mit sich selber
redend hinzu.

Der Knabe schien etwas darauf zuwidern
zu wollen, aber ein anderes hatte plötzlich
seine Gedanken in Aufruhr genommen. —
Es war ein großer härtiger Mann, der vor
ihnen aus einem Seitengeweg auf die Land-
straße heraustrat. Auf der Schulter balan-
gierte er ein langes, hangenartiges Gewand,
während er mit einem Tannenzweig, den er
in der Hand hielt, bei jedem Schritt in die
Luft peitschte. Wie er vorüberging, hatte Harro
in der Entfernung noch die große rote Hal-

nase erkannt, die unter der Pelzmütze hinaus-
ragte. Auch einen Quersack trug der Mann,
der anscheinend mit allerhand edigen Dingen
angefüllt war. Er ging rasch vor ihnen auf.

„Knecht Ruprecht!“ flüsterte der Knabe,
„hebe die Beine und spüte dich schnell!“

Das Gewimmel der Schneeflocken wurde
dichter, sie sahen ihn noch in die Stadt hinaus-
gehen; dann entschwand er ihren Augen; denn
ihre Wohnung lag eine Strecke weiter außer-
halb des Dorfs.

„Freilich!“ sagte der Amtsrichter, indem sie
räftig zuschritten, „der Alte kommt zu spät;
dort unten in der Gasse leuchteten schon alle
Fenster in den Schnee hinaus.“

Endlich war das Haus erreicht. Nachdem
sie auf dem Flur die beschneiten Ueberkleider
abgetan, traten sie in das Arbeitszimmer des
Amtsrichters. Hier war heute der Tee serviert;
die große Kugellampe brannte, alles war hell
und ausgeräumt. Auf der sauberen Damast-
serviette stand das feinstadierte Teebrett mit
den Gebäckstücken und dem rubinroten
Zuckerglas; daneben auf dem Fußboden in
dem Komfort von Mahagonistühlen mit blan-
kem Messingcassidat lagte der Kessel, wie es
sein muß, auf gehörig durchgeglühten Torf-
föhlen; wie dahinein einst in der großen Stube
des alten Familienhauses, so dufteten auch
hier in dem kleinen Stübchen die braunen
Weihnachtstuden nach dem Rezept der Ur-
großmutter. — Auch während die Mutter
nebenan im Wohnzimmer noch das Fest be-
reitete, blieben Vater und Sohn allein; kein
Onkel Erich kam, ihnen feiern zu helfen. Es
war doch anders als daheim.

Ein paar Mal hatte Harro mit bescheidenem
Finger an die Tür gepocht, und ein leises
„Geduld!“ der Mutter war die Antwort ge-
wesen. Endlich trat Frau Ellen selbst herein.
Nächste — aber ein leiser Zug von Weh war
doch dabei — streckte sie ihre Hände aus und
zog ihren Mann und ihren Knaben, jeden bei
einer Hand, in die helle Weihnachtsstube.

Es sah freundlich genug aus. Auf dem
Tische in der Mitte, zwischen zwei Reihen
brennender Wachskerzen, stand das kleine
Kunstwerk, das Mutter und Sohn in den
Tagen vorher sich selbst geschaffen hatten, ein
Garten im Geschmack des vorigen Jahrhun-
derts mit glatt geschorenen Hecken und dun-
keln Lauben; alles von Moos und verschiede-
nem Wintergrün sterblich zusammengestellt. Auf
dem Tische von Spiegelglas schwebten zwei
weiße Schwäne; daneben vor dem chinesischen
Bavillon standen kleine Herren und Damen
von Baviernacht in Ruder und Kontuschen.
— Zu beiden Seiten lagen die Geschenke für
den Knaben; eine scharfe Lupe für die Käfer-
sammlung, ein paar bunte Münchener Bilder-
bogen, die nicht fehlen durften, von Schwind
und Otto Svedter; ein Buch in rotem Halb-
franzband; dazwischen ein kleiner Globus in
schwarzer Kapsel, augenscheinlich schon ein
altes Stück. „Es war Onkel Erichs letzte Weih-
nachtsgabe an mich“, sagte der Amtsrichter;
„nimm du es nun von mir! Es ist mir in
diesen Tagen aufs Herz gefallen, daß ich ihm
die Freude, die er mir als Kind gemacht hat,
in späterer Zeit nicht einmal wieder ge-
dankt —; nun haben sie mir den alten Herrn
im letzten Herbst begraben!“

Frau Ellen legte den Arm um ihren Mann
und führte ihn an den Spiegeltisch, auf dem
heute die beiden silbernen Armlenker bran-
nten. Auch ihm hatte sie beschenkt; das erste aber,
wonach seine Hand langte, war ein kleines
Lichtbild. Seine Augen ruhten lange darauf,
während Frau Ellen still zu ihm empor sah.
Es war sein elterlicher Garten; dort unter dem
Horn vor dem Lusthause standen die beiden
Ältern selbst, das noch dunkle Haar
seines Vaters war deutlich zu erkennen.

Der Amtsrichter hatte sich umgewandt; es
war, als suchten seine Augen etwas. Die
Blicker an dem Moosgärtchen brannten in-
stetig fort; in ihrem Schein stand der Knabe

vor dem aufgeschlagenen Weihnachtsbuch. Aber
drohen unter der Decke des hohen Zimmers
war es dunkel; der Tannenbaum fehlte, der
das Licht des Festes auch dort hinaufgetragen
hätte.

Da Klingelste draußen im Flur die Glode,
und die Haustür wurde polternd aufgerissen.
„Wer ist denn das?“ sagte Frau Ellen; und
Harro lief zur Tür und sah hinaus.

Draußen hörten sie eine raube Stimme
fragen: „Bin ich denn hier recht beim Herrn
Amtsrichter?“ Und in demselben Augenblicke
wandte auch der Knabe den Kopf zurück und
rief: „Knecht Ruprecht; Knecht Ruprecht!“
Dann zog er Vater und Mutter mit sich
aus der Tür.

Es war der große härtige Mann, der den
beiden Spaziergängern vorhin oberhalb der
Stadt begegnet war; bei dem Schein des
Flurampfens sahen sie deutlich die rote
Halsennase unter der beschneiten Pelzmütze
leuchten. Sein langes Gewand hatte er gegen
die Wand gelehnt. „Ich habe das hier abzu-
geben!“ sagte er, indem er auch den schweren
Quersack von der Schulter nahm.

„Von wem denn?“ fragte der Amtsrichter.
„Wollt Ihr denn nicht näher treten?“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Ist alles
schon besorgt! Habt gute Weihnacht beinan-
der!“ Und indem er noch einmal mit der
großen Nase nickte, war er schon zur Tür
hinaus.

„Das ist eine Bescherung!“ sagte Frau
Ellen fast ein wenig schüchtern.

Harro hatte die Haustür aufgerissen. Da
sah er die große dunkle Gestalt schon weithin
auf dem beschneiten Wege hinauszuweichen.

Nun wurde die Magd herbeigerufen, deren
Bescherung durch dieses Zwischenpiel bis jetzt
verzögert war; und als mit ihrer Hilfe die
verhüllten Dinge in das helle Weihnachtszim-
mer gebracht waren, kniete Frau Ellen auf
dem Fußboden und begann mit ihrem Trenn-
messer die Röhre des großen Packens aufzu-
lösen. Und bald fühlte sie, wie es von innen
heraus sich dehnte und die immer schwächer
werdenden Bände zu sprengen strebte; und
als der Amtsrichter, der bisher schweigend
dabei gestanden, jetzt die letzten Hüllen abge-
streift hatte und es aufrecht vor sich hingestellt
hielt, da war's ein ganz mächtiger Tannen-
baum, der nun nach allen Seiten seine ent-
fesselten Zweige ausbreitete. Lange schmale
Bänder von Knittergold rieselten und blühten
überall von den Spitzen durch das dunkle
Grün herab; auch die Tannäpfel waren golden,
die unter allen Zweigen hingen.

Harro war indes nicht müde gewesen, er
hatte den Quersack aufgebunden; mit leuchten-
den Augen brachte er einen Kasten, grün
lackierten Kasten geschleppt. „Dort, es rap-
pelt!“ sagte er; „es ist ein Schubfach darin!“
Und als sie es aufgezogen, fanden sie wohl
ein Schod der feinsten weißen Wachskerzen.

„Das kommt von einem weißen Weihnachts-
mann“, sagte der Amtsrichter, indem er einen
Zweig des Baumes herunterzog, „da sitzen
schon überall die kleinen Blechlampetten!“

Aber es war nicht nur ein Schubfach in
dem Kasten; es war auch obenauf ein Kist-
chen mit einem Schraubengang. Der Amt-
richter wußte Bescheid in diesen Dingen; nach
einigen Minuten war der Baum eingeschoben
und stand fest und aufrecht, seine grüne Spitze
fast bis zur Decke stehend. — Die alte
Magd hatte ihre Schüssel mit Äpfeln und
Bleierküchen stehen lassen; während die an-
dern drei beschäftigt waren, die Wachskerzen
aufzulegen, stand sie neben ihnen, ein leben-
diger Kandelaber, in jeder Hand einen bren-
nenden Armlenker emporhaltend. — Sie war
aus der Heimat mit herübergekommen und
hatte sich von allen am schwersten in den
Brauch der Fremde gefunden. Auch jetzt be-
trachtete sie den stolzen Baum mit miß-
trauischen Augen. „Die goldenen Eier sind
denn doch vergessen!“ sagte sie.

Der Amtsrichter sah sie lächelnd an: „Aber,
Margreth, die goldenen Tannäpfel sind doch
schöner!“

(Schluß folgt)